Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 38. Posen, den 23. September. 1883.

Ein Reiseabenteuer.

Von Nora von Görner.

(Fortsetzung und Schluß.)

„O Eduard!" rief meine Gönnerin seltsam bewegt aus, „fühlen Sie wirklich Dankbarkeit und Zuneigung zu mir?"

„Wie könnten Sie dies bezweifeln, gnädige Frau, müßte ich nicht der undankbarste Mensch auf Gottes Erdboden sein, wenn es nicht der Fall wäre?"

„Wohlan denn! so werde mein Gatte, Eduard!" rief sie plötzlich, meine Hand ergreifend.

Ich war wie vom Donner gerührt. Was ich damals sagte, ich weiß es nicht; es muß jedoch kein „Nein" gewesen sein; denn sechs Wochen drauf saß ich, als ich, wie aus einer Art Betäubung zu mir kam, im Lehnstuhle des seligen Professor's und wurde von meiner zärtlichen Gattin gehätschelt und wohlgenährt; hatte meine Wäsche in Ordnung und alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten — doch meine Freiheit war für immer dahin.

Theilweise das Gefühl der Verpflichtung, theils mein Mangel an Energie machten es mir unmöglich, mir eine andere Stellung im Hause zu schaffen, als diejenige war, die mir meine Frau angewiesen hatte. Ich war daselbst eine so unbedeutende Figur, wie der alte Professor, mein Vorgänger, dessen wohlgetroffenes Konterfei mich oft mitleidsvoll anzusehen schien, als wollte es sagen: „Ja, ja, so ging es mir auch, junger Mann! füge Dich, es ist das Beste!" Und ich fügte mich, lebte blos meiner Wissenschaft und trachtete mir wenigstens nach außen hin Respekt und Achtung zu verschaffen. Vor zwei Jahren starb meine Frau, hinterließ mir ein hübsches Vermögen und machte mich dadurch frei und unabhängig. Freilich weiß ich dies jetzt weniger zu schätzen als früher, und vermisse beinahe die kleinliche Sorgfalt für mein leibliches Wohl, die mir sonst fast lästig war, an die ich mich aber endlich gewöhnt hatte."

„Dies Gläschen dem Andenken der Frau Professorin," rief Senden, dem Professor ein Glas Punsch reichend, der indessen vom Förster gebraut worden war. Alle stießen lachend an; dann wurde der Baron aufgefordert, nun auch seine Geschichte zum Besten zu geben.

„Meine Frau," begann dieser, „habe ich zuerst als — Taschendiebin kennen gelernt. Sie staunen, meine Herren? Das kann ich Ihnen gar nicht übel nehmen, es ist eine etwas seltsame Art von Bekanntschaft; doch — hören Sie weiter.

Es war an einem schönen Junitage, ich schlenderte in den Straßen Prags herum, betrachtete die schöne elegante Welt auf der Promenade und blieb an den verschiedenen Schaufenstern stehen, wie es einem echten Bummler geziemt. Eben war ich in der Betrachtung einiger Photographien vertieft, da fühle ich ein leichtes Ziehen an meiner Rocktasche. Ruhig und bedachtsam greife ich, ohne mich umzusehen, nach rückwärts und erwische die Hand, welche eben damit beschäftigt war, mir das Sacktuch heraus zu eskamotiren.

Ich sehe mich um und blicke in ein fröhliches frisches Gesichtchen, das aber bei meinem Anblicke plötzlich Todtenblässe überzieht. Ein Schreckensruf und in meinen Armen fange ich die leichte Gestalt noch zur rechten Zeit auf, um sie in den nahen Konditorladen tragen zu können.

„Der Dame ist unwohl geworden — ein Glas Wasser," rief ich, indem ich die Ohnmächtige in einen Sessel gleiten ließ. Während die Ladendienerin sich mit ihr beschäftigte, betrachtete ich sie mit Neugier und Theilnahme. Es war ein sehr junges Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, lieblich und unschuldig waren die Züge des blassen Gesichtchens und ich frug mich schaudernd: Wie ist es möglich, in so zarter Jugend, mit einem solchen Gesichte schon auf der Bahn des Lasters soweit gekommen zu sein? Da schlug die Ohnmächtige die Augen auf und wollte, da sie mich erblickte, sich mir zu Füßen werfen.

„Mein Fräulein," sagte ich, sie daran hindernd mit einem bedeutsamen Blick auf die Zeugen dieser Szene: „Sie waren unwohl — ist Ihnen jetzt besser?"

Sie verstand, sah sich um und erröthete tief, als sie die Leute draußen vor dem Laden stehen sah, welche die Neugierde herbeigezogen hatte. „Dank, o Dank!" flüsterte sie und ergriff meine Hände, die sie innig drückte. — „Ich sehe," sprach ich noch immer ernst, fast strenge, „daß Sie sich vollständig erholt haben, mein Fräulein, und werde mich nun beruhigt entfernen."

„Nein, das dürfen Sie nicht," rief sie, heftig aufspringend, „Sie müssen mich erst hören."

Dabei war ihr Auge so flehend auf das meine gerichtet, daß ich nicht zu widerstehen vermochte; auch war ich wirklich neugierig zu hören, was sie zur Entschuldigung oder Erklärung des mir immer räthselhafter erscheinenden Vorfalles sagen würde.

Ich antwortete daher schnell: „Dann werde ich Sie begleiten, mein Fräulein," und führte sie, nachdem ich in ihrem Namen den Dank für die geleistete Hilfe abgestattet hatte, aus dem Laden hinaus und durch die neugierige Menge hindurch. Einige Minuten ging sie schweigend mit gesenkten Blicken neben mir her, bis ich sie frug, ob ich ihr vielleicht einen Wagen bestellen sollte?

„Nein, nein," rief sie hastig, „bitte, mein Herr, hören Sie mich nur, es ist einerlei, wohin wir gehen. Sagen Sie mir —" und sie blieb plötzlich vor mir stehen mit leuchtenden Augen und einem wahrhaft reizenden und schelmischen Lächeln — „sagen Sie mir, halten Sie mich wirklich für eine Diebin?"

Der Ton ihrer Stimme, ihr ganzes Wesen, die kindliche Unbefangenheit, Alles sagte mir: Es kann nicht sein! Schnell antwortete ich daher ebenfalls lächelnd: „Ich erwarte Ihre Erklärung!"

„Gut! Sie sollen sie haben, mein Herr!" rief sie. „Ich bin die einzige Tochter des Freiherrn von Ulmenau und habe drei Onkel und eine Tante, die mich alle verziehen und meine muthwilligen Streiche äußerst amüsant finden. Unter den drei Onkeln ist besonders Onkel Fritz mein Liebling. Wir lieben uns außerordentlich und necken uns deshalb auch immerwährend. Onkel Fritz hat das Malheur, jährlich wenigstens sechs bis acht seiner ostindischen Taschentücher zu verlieren, was mir unendlich viel Stoff zum Necken giebt. Sonntag, als er bei uns draußen in Ulmenau war, rühmte er sich nun, schon lange kein Sacktuch verloren zu haben und ich wettete mit ihm um eine große Düte Knackmandeln: daß ihm nächstens wieder Eines verloren gehen werde. Heute komme ich nun mit der Tante herein, um einige Einkäufe zu besorgen. Letztere hatte noch einen Gang in die

nächste Straße und gab mir Erlaubniß, allein nach Hause zu gehen, da wir nicht weit von hier wohnen — das heißt — jetzt sind wir freilich vom Wege ganz abgekommen, wir müssen wieder zurück, um nach Hause zu gelangen — doch wo blieb ich? richtig, die Tante verließ mich, ich schlenderte heimwärts, da erblicke ich vor der Auslage eines Photographen meinen Onkel Fritz. —"

„Wie?" rief ich erstaunt.

„Das heißt," fuhr das Mädchen fort, ich glaubte ihn zu erblicken; es war seine Gestalt, seine Haltung, sein Haar, sein neuester Sommeranzug und aus der Tasche, so recht verlockend, guckte ein ostindisches Sacktuch heraus. Meine Wette fällt mir ein; ohne viel Besinnen, wie es bei mir so geht, schleiche ich mich heran und fange an, das Taschentuch herauszuziehen. Da ich aber sehr ungeübt im Stehlen bin, mache ich es sehr ungeschickt und werde erwischt. Ich lache darüber, da wendet sich der vermeintliche Onkel um und nun denken Sie sich meinen Schrecken, mein Herr, als ich mich einem Fremden gegenüber sah. Ich dachte sterben zu müssen vor Scham und Verlegenheit. — Skandal, Polizei, Kriminal, alles das fuhr mir durch den Kopf; das Herz stand mir stille, mir vergingen die Sinne."

„Armes Kind!" rief ich unwillkürlich aus. —

„O, sagen Sie lieber muthwilliges, leichtsinniges Kind, mein edler Ritter und Retter! Doch da sind wir bei unserem Hause; nichts da, Sie dürfen nicht fort, Sie müssen mit mir hinaufgehen, ich muß Sie der Tante vorstellen und Sie mit Onkel Fritz konfrontiren, damit Sie sich überzeugen, daß ich wahr spreche."

Und fort zog mich das muthwillige Kind die mit Teppichen belegte Treppe hinauf, durch einige leere Zimmer, bis in einen kleinen Salon.

Dort am Fenster stand ein Mann, der wirklich eine so große Aehnlichkeit in Gestalt und Anzug mit mir hatte, daß ich selbst frappirt stehen blieb.

„Onkel Fritz," rief jetzt meine Begleiterin, „ich bringe Dir hier einen Herrn, der Dein Doppelgänger ist, und der mich dadurch veranlaßt hat, einen sehr unbedachten Streich auszuführen, vor dessen schrecklichen Folgen mich nur sein Edelmuth, sein wahrhaft ritterliches Benehmen rettete."

Der Herr am Fenster hatte sich bei den ersten Worten umgewandt und ich machte die Bemerkung, daß seine Aehnlichkeit mit mir nur dann täuschte, wenn man sein Gesicht nicht sah. Er sowohl als ich waren in der peinlichsten Verlegenheit, keiner wußte, was er sagen sollte.

„Verzeihen Sie, mein Herr," stammelte ich endlich, „daß ich, ein gänzlich Fremder, vor Ihnen erscheine, ich bin Baron Hallern, hatte das Vergnügen, Ihr Fräulein Nichte — dabei zu erwischen — — —"

„Als sie ein Taschentuch stehlen wollte," rief lachend die kleine Diebin.

Ulmenau verbeugte sich, trat näher an mich heran, ergriff meine Hand und sprach:

„Zwar bin ich noch immer nicht im Klaren darüber, welchem Zufall ich das Glück ihrer Bekanntschaft verdanke, so viel jedoch glaube ich zu verstehen, daß Sie meine tolle kleine Nichte Friederike aus irgend einer gefährlichen Situation gerettet haben und ich sage daher meinen wärmsten Dank dafür."

Friederike hatte sich während dem entfernt und trat jetzt an der Hand einer älteren Dame wieder herein.

„Liebe Tante, hier dieser Herr ist Baron Hallern, der beste und edelste Mensch, den ich kenne; lade ihn zum Frühstück ein — wenn wir beisammen sitzen, erzähle ich als Buße mein ganzes Abenteuer."

„Aber Riekchen!" rief die Tante vorwurfsvoll.

Ulmenau aber lachte und sagte: „Riekchen hat Recht, bei einem Gläschen Wein plaudert sich's noch einmal so gut: bitte, bleiben Sie bei uns, wenn Sie nichts Wichtigeres vorhaben."

Ich hatte nichts vor, als weiter zu bummeln, daher nahm ich die Einladung mit Vergnügen an, ohne mich lange nöthigen zu lassen.

Während des Gabelfrühstückes erzählte Friederike zum großen Entsetzen der Tante und zur großen Belustigung des Onkels die Geschichte mit dem Sacktuche, wonach mir Beide so dankbar waren, als ich es nur wünschen konnte. Ich wurde eingeladen, den nächsten Sonntag nach Ulmenau zu kommen, um den Vater Friederikens kennen zu lernen; um Punkt 11 Uhr an dem genannten Tage war auch Oberst Ulmenau mit seinem Phaeton da, um mich abzuholen. Der Weg wurde mir entsetzlich lang, obschon Onkel Fritz ein jovialer, unterhaltender Mann war; — ich sehnte mich Friederiken wieder zu sehen. Eben fuhren wir in den Park ein, als uns bei heiterem Himmel ein plötzlicher Gußregen überschüttete. Wir blickten aufwärts; da stand der kleine Kobold, der die vom Regen der heutigen Nacht noch triefenden Zweige eines überhängenden Strauches mit aller Kraft schüttelte, um uns ein etwas originelles Willkommen zu bereiten.

Papa Ulmenau, der älteste der Brüder, empfing mich mit so herzlicher Freude und so warmen Dankesworten, als hätte ich seiner Tochter das Leben gerettet und ich fühlte mich bald ganz heimisch unter diesen guten heiteren Menschen.

Alle Sonntage fuhr ich nun mit dem pensionirten Obersten nach Ulmenau und endlich, als der Herbst die Wege des Parkes mit bunten Blättern bestreute, fuhr ich zwei- bis dreimal in der Woche hinaus, denn lange konnte ich Friederikens Gegenwart nicht mehr entbehren. Sie selbst war immer sehr erfreut, mich zu sehen und äußerte dies so offen und ohne Rückhalt, daß ich beinahe zu fürchten begann, sie sähe mich als einen zweiten Onkel Fritz an, und das genügte mir nicht. Ich beobachtete dann Riekchen in Gesellschaft, da Ulmenau jetzt öfters kleine Jagden gab, wobei sich viele Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft einfanden. Sie war seltsamerweise den jungen Herren gegenüber, die ihr sehr auffallend den Hof machten, sehr schüchtern und einsilbig und schien froh, wenn sie dieselben loswerden und an meinem Arm einen Spaziergang durch den Park machen konnte. Ich wußte noch immer nicht, ob ich mich dieses Zeichens von Vertrauen freuen sollte oder nicht. Da entschied ein kleiner Vorfall endlich mein Geschick.

Es war bereits im Spätherbste und man schickte sich an, in die Stadt zu ziehen. Ich wohnte jetzt oft zwei bis drei Tage während der Jagden in Ulmenau. Diesmal war nur eine kleine Gesellschaft beisammen; ich hatte die Jagd nicht mitmachen können eines starken Kopfschmerzes wegen und hütete das Zimmer.

Auch beim Diner mußte ich mich entschuldigen lassen; als jedoch nach Sonnenuntergang meine Migräne nachließ, beschloß ich einen Gang in den Park zu machen. Die Bäume waren schon so entblättert, daß man fast überall durchsehen konnte; ich sah daher beim Einbiegen einer langen Ulmenallee, deren Mitte eine Eremitage einnahm, in der Nähe der letzteren ein rothes Tuch auftauchen und verschwinden. Dies Tuch kannte ich sehr wohl und eilte jetzt demselben mit Ungeduld nach. Als ich mich der Eremitage näherte, die eine Art Kuriositätenkabinet bildete, hörte ich Stimmen darin.

„Sehen Sie," sagte Friederike, „dies hier ist Papa's Mineraliensammlung, die Sie zu sehen wünschten; doch bin ich ein schlechter Kustos dieses Museums und Sie hätten besser gethan, Herr v. S., mit meinem Vater herzugehen."

„Ach, mein Fräulein," sprach jetzt eine männliche Stimme, die ich ebenfalls kannte; „mir liegt blutwenig an den Mineralien, von denen ich gar nichts verstehe."

„Wie," rief Friederike, „Ihnen liegt nichts daran? und doch baten Sie mich so inständigst, daß ich Sie herführen sollte —"

„Ja wohl — aber nur, weil ich mit Ihnen allein sein, weil ich Ihnen sagen wollte — — —"

„Mein Herr," rief jetzt Friederike mit so ernstem Tone, wie ich ihn von ihr noch nie gehört hatte, „reden Sie nicht weiter; ich will nicht wissen, was Sie sagen wollten, aber so viel muß ich Ihnen erklären, daß ich es höchst undelikat finde, mich unter einem erlogenen Vorwande herzulocken, wo ich mit Ihnen allein bin."

„Aber mein Fräulein, was ist denn da so Schreckliches daran, wenn Sie mit mir im Parke spazieren gehen, thun Sie dasselbe ja so oft mit dem Baron Hallern."

„Sie und Hallern! Ja, sehen Sie denn nicht ein, daß das ein großer Unterschied ist?"

„O ja!“ rief der junge Mann bitter — „allerdings ein großer Unterschied, ich bin jung und Baron Hallern könnte ihr Vater sein.“

Ich stand vor der Eremitage wie auf Kohlen und dachte bei mir: der Horcher an der Wand 2c.

„Das ist nicht der Unterschied, den ich meine,“ sagte jetzt Friederike unbefangen.

„Nicht? Dann ist wohl der Unterschied zwischen uns Beiden,“ rief erbost der zurechtgewiesene Freier, „daß Sie, mein Fräulein, mich nicht mögen und Baron Hallern lieben!“

Mir stockte fast der Athem vor Erregung.

„Lieben?“ sagte langsam Friederike und setzte dann schnell und entschlossen hinzu: „Ja wohl, ich liebe ihn, mehr als alle fremden Männer, die ich kenne.“

„Ah! ich danke, mein Fräulein, für dies unumwundene Geständniß! Hätte ich gewußt, daß Sie Hallern's Braut sind — —“

„Ich bin seine Braut nicht!“ rief Friederike heftig; „wie können Sie es überhaupt wagen, mich förmlich auszuforschen — Sie haben kein Recht dazu, mein Herr, lassen Sie uns den Ort verlassen, da Sie Ihr Interesse an den Sammlungen nur geheuchelt haben.“

Schnell verließ sie die Eremitage, eilte mit heftigen Schritten die Allee jenseits hinab und überließ es Herrn von S. ihr zu folgen, was er zu thun nicht sonderlich geneigt schien.

Ich kümmerte mich auch nicht um ihn, sondern verließ, langsam und vorsichtig austretend, um mich nicht als Horcher zu verrathen, meinen Schlupfwinkel, um zu Ulmenau zu eilen, und um die Hand seiner Tochter zu bitten. Jetzt bedurfte es ja keines Sondirens mehr, meine Zweifel waren gelöst und ich war nur noch ängstlich in Bezug auf des Vaters Einwilligung. War doch Friederike erst sechszehn Jahre alt und ich ein Vierziger!

Ulmenau schien jedoch meinen Antrag längst erwartet zu haben und meinte, es sei ihm eben recht, daß sein muthwilliges, unüberlegtes Töchterchen einen ernsten Mann bekomme, der sie zu leiten und liebevoll zu mäßigen verstehen werde. — Ob mir dies gelungen ist, davon mögen sich die Herren selbst überzeugen, wenn Einer oder der Andere mir das Vergnügen machen will, mich in Ulmenau zu besuchen, um mein Riekchen in ihrer Häuslichkeit und unter ihren Kindern kennen zu lernen.“

Mit dieser verbindlichen Einladung endete der Baron seine Erzählung und die vier vom Zufall zusammengeführten Männer tauschten nun Einladungen, Versprechungen und freundschaftliche Händedrücke mit einer Lebhaftigkeit, die sie gänzlich die Ursache ihres Beisammenseins vergessen machte, bis sie plötzlich die Stimme des Kondukteurs in die rauhe Wirklichkeit zurückrief:

„Es ist drei Uhr, meine Herren, der Wagen ist überpackt, wenn es daher gefällig ist, können wir weiter fahren!“

„Wie schon drei Uhr?“ rief man erstaunt, „das ist nicht möglich!“

Der Förster füllte sein Glas mit Punsch und reichte es dem Kondukteur, dem der Schnee an Haar und Bart hing, mit dem Rufe: „Es lebe der Herr Kondukteur, Vivat die gebrochene Achse, die mir so werthe Gäste brachte.“

„Und Vivat das gastliche Försterhaus!“ rief Senden das Glas schwingend.

Große Aufgeregtheit, Gläserklirren und laute Vivatrufe! Die schlafende Frau Försterin hatten Alle vergessen. — Da öffnete sich die Thüre, gerade als Senden rief: „Ihr Lottchen soll leben, Herr Förster!“

Eine niedliche Frau im koketten Morgenhäubchen trat ein und rief: „Lotte bedankt sich schönstens und kann es nicht über sich gewinnen, ihre Gäste ziehen zu lassen, ohne ihnen einen guten Morgen und glückliche Reise gewünscht zu haben.“

Die Herren standen etwas verblüfft da; endlich aber faßte sich der gewandte Baron, küßte galant der Frau des Hauses die Hand und sagte: „Nehmen Sie, geehrte Frau Försterin, unseren wärmsten Dank für die freundliche Aufnahme entgegen und verzeihen Sie es uns nachsichtsvoll, daß wir dafür Ihre Nachtruhe gestört haben. Theilweise ist daran Ihr Herr Gemahl schuld, der uns mit seinem trefflichen Punsch etwas gar zu lustig gemacht hat, so daß wir dabei Zeit und Ort vergaßen.“

„Was den Letzteren betrifft, so muß ich wenigstens für die Zukunft gegen das Vergessen desselben protestiren,“ antwortete die liebenswürdige Hausfrau lächelnd, „sollte ein angenehmeres Geschäft als ein Achsenbruch künftig die Herren in unsere Nähe bringen, so bitte ich der einsamen, bescheidenen Försterei sich ja zu erinnern.“

„Vivat die Frau Försterin!“ ertönte es nochmals, während die Herren, vom Kondukteur gedrängt, ihre Hüllen umlegten.

Die kalte eisige Morgenluft, die trostlose, öde, noch fast ganz in Dunkelheit gehüllte Schneelandschaft, bildeten einen höchst unangenehmen Kontrast gegen das wohlerwärmte behagliche Zimmerchen des Försterhauses und der einzige Trost der Reisenden war der, daß sie vielleicht beim Fahren abermals der Schlaf übermannen werde. Und es war so. Kaum hatten sie den Wagen bestiegen und dieser sich in Bewegung gesetzt, da nahm Gott Morpheus sie in seinen Arm und als sie bei der nächsten Station erwachten, wußten sie nicht recht, ob sie die nächtliche Episode erlebt oder blos geträumt hatten.

Bader-Weisheit.

Das berühmte mystische „Kräutlein gegen den Tod“ ist freilich noch nicht gefunden, aber die Heilkunde hat in den letzten Dezennien gewaltige Fortschritte gemacht. Früher war dies wohl anders und bis vor nicht allzu langer Zeit hatte das Wort des Dr. Faust seine Geltung:

> So haben wir mit höllischen Latwergen
> In diesen Thälern, diesen Bergen
> Weit schlimmer als die Pest getobt.

Namentlich mochte dies von der nunmehr gänzlich ausgestorbenen Gilde der „Bader“ gelten, die ehedem in Weilern und Dörfern ihr Heilamt betrieb. Der „Bader“ trieb in der Regel nebstbei auch das Geschäft des Friseurs; sein Ansehen verdankte er aber namentlich seiner Heilkunde, die er sich zumeist auf dem Wege der Tradition erworben hatte. Der Sohn des Baders war in der Regel der Nachfolger im Berufe des Vaters und erhielt das Geschäft sammt dem Vertrauen der Kunden überantwortet. Ein paar lateinische Schulen und, wenn es hoch ging, ein Bischen praktische Pharmacie bildeten oft die Grundlage seines Wissens. Er kurirte dann glücklich weiter, wobei ihm die kräftige Natur der Landleute allerdings überaus behilflich war.

Ein seltsames Manuskript ist einem Gewährsmann der Wiener „Presse“ in die Hände gefallen, welches in 101 Rezepten die wissenschaftliche Hinterlassenschaft eines wohlmeinenden Landbaders enthält. Die Schrift führt den Titel: „Medikamenten-Buch des Johann Keller in Pottenstein, in welchem unterschiedliche Hilfsmittel und Kräuter für allerhand Krankheiten zu finden.“ Eine Jahreszahl ist nicht angegeben, aber die festen, zierlichen Schriftzüge auf grobem, geschöpftem Papier lassen den Anfang dieses Jahrhunderts als die Zeit der Niederschreibung vermuthen. Der mit rother Tinte geschriebene Titel der einzelnen Rezepte ist verblaßt und nur schwer leserlich.

Die Rathschläge des seligen Baders von Pottenstein beginnen mit der Hilfsaktion für einen vom Schlage Betroffenen: „Sobald Einer vom Schlage getroffen wird, so soll man ihn stark schütteln, auch die Haare oben auf dem Kopfe mit einem Scheermesser abscheeren und einen Loßkopf darauf setzen. Am besten wäre, wenn einem solchen Kranken sogleich die Halsadern geöffnet würden, denn auf solche Weise könnte Mancher gerettet werden.“

Sehr drastisch sind die Mittel gegen die Pest. Den ganzen Tag über soll der Vorsichtige abwechselnd Dekokte von Angelikawurzeln, Alaun und Wachholderbeeren im Munde haben, Schwefelbalsam und gekochten Knoblauch zu sich nehmen und

„euserlich soll man eine in der Sonne gedörte Kroth bei sich tragen voran am Halse hinunter oder man soll es an die Fenster stecken, so ziehet es die böse Luft an sich." Ein Pflaster aus Hühnerkoth und Eierklar ist das sicherste Mittel wider Pestbeulen und wer die „hitzige Krankheit" (Typhus) bekommt, dem soll man eine lebendig zerrissene Taube auf die Fußsohle binden. Das „Sausen und Brausen der Ohren" wird abgestellt, indem man ein Goldkäferlein auf den Nacken legt und weißen Weihrauch mit süßem Wein ins Ohr gießt.

Zuweilen bedarf der gute Bader ganz sonderbarer Medikamente, um die Patienten herzustellen. Wer kann sich gleich Fuchsschmalz verschaffen? Fuchsschmalz ist unbedingt nothwendig zur Beseitigung eines Leibschadens, und das Blut einer Fledermaus braucht man, um Haare an einer Stelle zu beseitigen, wo man sie nicht wünscht. Um dagegen Haare wachsen zu lassen, braucht man Kopf und Schweif einer „grünen Eidexl" in Baumöl gekocht. Für Zahnschmerzen ist besonders zu empfehlen, wenn man „das Knöchlein von dem rechten Fuß einer lebendigen Kroth an den Zahn führt, so wird Dir geholfen werden, oder in hohlen Zahn stecke Bertramwurzen, so hilft's!"

Für „offene Schaden" (Hautabschürfungen, Wunden ꝛc.) hat der Heilkünstler verschiedene Arkana. „Zerknirsche Wintergrün und lege es über, oder lege Wagenschmiere über." Besonders angenehm muß des Baders Mittel gegen weite, offene Wunden gewesen sein. Das Rezept lautet: „Wasche die Wunde mit Wein wohl aus, lasse dann etliche Tropfen heißen Tischlerleim hineinfallen, alsdann netze ein Papier mit heißem Leim und schlage es darüber und so lange, bis es abfallt. Dieses ist zwar ein schlechtes Mittel, aber nie genugsam zu loben."

Wenn beim Aderlassen eine Ader durchschlagen wird, muß Ziegenkoth zur Hand sein, um ein Pflaster daraus zu machen, gleichwie man ein „Ueberbein" nur dadurch vertreiben kann, daß man es mit „Skorpionöl" einreibt oder einen lebendigen Laubfrosch daraufbindet, den man darauf sterben lassen muß. Auch schlage man Blei ganz dünn und binde es darauf. „Wenn es eine Bleykugel ist, mit der ein Hirsch geschossen wurde, so hilft es um so geschwinder."

Die Augenheilkunde macht unserm Medizinmann gar keine Schwierigkeiten. Die Artls, Gräfe, Jäger ꝛc. schlägt er in puncto Hornhauttrübungen und „Augenfell" einfach durch das probate Mittel: „Nimm den Kopf von einer schwarzen Katz, brenne ihn zu Pulver und blase es in die Augen. Das hilft!" — Warum die Katze eben schwarz sein muß, darüber wird wohl die medizinische Fakultät nie einig werden, aber hoffentlich haben die braven Landleute, bei welchen der Herr Bader hauste, niemals derartige Augenleiden gehabt, daß der Medikus in die Lage kam, sich auch wirklich von der Wirksamkeit eines gebrannten schwarzen Katzenkopfes zu überzeugen. Wer gerade die Gelbsucht bekam, durfte sich auf eine nicht ganz appetitliche Kur gefaßt machen. „Nimm alle Morgen nüchtern Gaißkoth in Wein oder zerreibe etliche Gaißbohnen in Wein und nimm es acht Täg nacheinander oder binde eine lebendige Blindschleiche an die linke Brust, dann wirds gut."

Für Magen- und Lungenkrankheiten empfiehlt er Dekokte aus mindestens 12 bis 20 Pflanzengattungen „je vier Maß zu brauen, wovon früh und Abends acht Theeschalen voll zu trinken," während für Seitenstechen hauptsächlich gedörrtes Bocksblut, zu Pulver zerrieben, als heilsam gilt. Auch die Epilepsie weiß Keller zu heilen: „Nimm im März einen jungen Raben, der noch im Nest sitzet, verbrenne ihn mit aller Substanz zu Pulver und nimm selbes ein."

Gegen Bluthusten giebt es vielerlei Mittel. Das beste davon ist „eine gute Hand voll Saukoth und gleich so viel Blut des Kranken, thue ein wenig frische Butter dazu und gieb es ihm zu essen." — Auch Krebsgeschwüre sind leicht heilbar: „Spieße eine Kroth an und dorre sie an der Sonne, hernach schlage eine Schlange todt, brenne beide in einem Hafen zu Pulver und streue es in den Schaden. Dieses tödtet gewiß den Krebs. Oder bestreiche den Schaden mit Schaafgall oder lege Gaißkoth mit Honig über."

Dies sind einige Proben aus den hundert Rezepten des heilkundigen Baders von Pottenstein, der vielleicht vor siebzig oder achtzig Jahren in einer schon damals stark bevölkerten und industriereichen Gegend Niederösterreichs sein Heilwesen trieb. Den Rezepten folgt in einem wohlgeordneten Anhange ein Verzeichniß von achtzig Pflanzen- und Wurzelgattungen sammt der Andeutung, wofür selbe ausschließlich zu Heilzwecken gut sind. Es läßt sich zum Glück annehmen, daß die gesunde Luft, die stetige Thätigkeit und die einfache Lebensweise des Landmannes ihn nur selten in die Lage brachten, von der Weisheit des Baders zu profitiren; wenn aber der Landbewohner jemals in diese fatale Lage kam, können wir uns sein Geschick ausmalen. Auch der „Bader" mit seinen drastischen Heilmethoden ist im Laufe der Zeiten verschwunden. Der wirkliche Heilkundige, der Arzt, ist an seine Stelle getreten, und wenn auch der Landarzt in seiner Sphäre nicht stets gleichen Schritt mit jenen Kollegen halten kann, welche in den großen Städten an der Quelle der Wissenschaft sitzen, so brachte er doch in sein Waldviertel eine gewisse Summe gediegenen Wissens mit, auf der er sich, den lokalen Sanitätsverhältnissen entsprechend, eine tüchtige Praxis aufbaut. Er hat wohl anfangs einen schweren Stand, der brave Land-Doktor, denn der Bauer gebraucht im Falle seiner Erkrankung gewöhnlich ein halbes Hundert der widersprechendsten „Hausmittel" oder „Sympathie-Kuren", ehe er sich entschließt, den Arzt — oft schon zu spät — rufen zu lassen. Die ältere Bauerngeneration hält aber noch an den Traditionen des seligen „Baders" fest. Die Zeit mit ihrem Fortschritte wird wohl auch da ihr Gutes thun und der Landmann wird begreifen lernen, daß er im Krankheitsfalle an dem wissenschaftlich gebildeten Arzte gewiß einen besseren Rathgeber findet, als an dem seligen „Bader", der mit „gedörrten Kröten" und „pulverisirten Katzenköpfen" des Menschen Gebrechen zu heilen suchte!

Turgenjew als philosophischer Dulder. Das Petersburger Journal „Medizinskij Westnik" („Medizinischer Bote") veröffentlicht in seiner soeben erschienenen Nummer einige charakteristische Briefe Turgenjew's, welche dieser in der letzten Zeit vor seinem Tode an einen seiner Aerzte, den Dr. Leo B. Bertenson, gerichtet hat. Einer dieser Briefe lautet:

„6. (18.) Dezember 1882. Ich habe mich endgiltig und für immer von der Unheilbarkeit meiner Krankheit überzeugt. In dieser meiner Ansicht unterstützen mich Autoritäten, wie Charkot und Jaccout, welche Beide mir sagen ließen, daß ich alle Hoffnung aufgeben möge, da meine Krankheit unheilbar sei und nur von selbst vergehen könne. Ich befinde mich in dem Zustande eines endgiltig taub und blind gewordenen Menschen, dem es weit leichter ist, sich mit seiner Lage auszusöhnen, als sich mit eitlen Hoffnungen zu trösten. — Sie werden mich also fragen: Haben Sie gar keine Hoffnung, nach der Heimath zurückzukehren? — Gar keine, nicht die geringste — sonst würde ich natürlich nicht eine überflüssige Minute dahier bleiben. — Doch weder rechne ich darauf, noch denke ich daran."

Sechzehn Tage darauf, und zwar am 22. Dezember alten und 3. Januar 1883 neuen Styls, schrieb Turgenjew an Dr. L. B. Bertenson Folgendes:

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich den Muth sinken lasse; im Gegentheil, ich blicke vollkommen ruhig, wie man sagt, dem Teufel in die Augen und habe mich mit meiner Lage ganz ausgesöhnt — obwohl sich dieselbe in der letzten Zeit bedeutend verschlimmert hat, besonders aber sind die Rippenschmerzen in der rechten Seite, welche beinahe gänzlich geschwunden waren, unter dem Einfluß der Milchkur mit doppelter Vehemenz zurückgekehrt und haben schlaflose Nächte mit sich gebracht, so daß ich, obwohl wider Willen, gezwungen war, bereits einigemal zu Morphium-Einspritzungen Zuflucht zu nehmen, da jedes andere Mittel sich als wirkungslos erweist. Wahrscheinlich hat sich der Einfluß der Milchkur erschöpft. Ich setze jedoch dieselbe fort, da sie für die allgemeine Gesundheit doch nützlich ist. Der Schmerz unter dem Schlüsselbein hat auch zugenommen und ich brauche nicht auf die Uhr zu sehen (was ich übrigens nie gethan habe), um zu wissen, wie viel Minuten ich ohne Schmerz stehen kann . . . Nicht eine einzige. Wie ich aufstehe, muß ich mich auch sofort niederlegen, wenn ich mich nicht martern will. Sie begreifen es, daß es in einer solchen Sachlage einfach lächerlich wäre, welche Medizin immer zu nehmen. Wehre dich, dulde und warte. Vielleicht wird's wieder leichter. Doch, ich wiederhole es — ich verzage nicht im Geringsten. So lange ich nicht jede Hoffnung aufgegeben hatte, war es ärger. Jetzt aber geht's an. Ich bin 64 Jahre alt, habe zu meiner Zufriedenheit gelebt — jetzt aber muß man auch die Ehre kennen. (Diese russische Phrase bedeutet so viel, daß, nachdem ein Gast lange genug zu Tische gesessen, er endlich auch an das Aufstehen denken müsse. Anm. d. Red.) Auch arbeiten kann ich jetzt — namentlich seit der Zeit, wo ich alle Gedanken an die Zukunft fahren gelassen habe . . ."

Diese Briefe wurden von Turgenjew eigenhändig geschrieben, während derselbe alle seine späteren Briefe bis zu seinem Tode von Anderen schreiben ließ.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.